ZUM INNEREN LEBEN

Nüchterner Einsatz

Jesus Christus hat der Arbeit einen Sinn verliehen. Durch sein Heilswerk nahm er der Schöpfung den Verwesungsgeruch. Durch seine Menschwerdung ist der Welt der Weg in die künftige Vollendung endgültig aufgetan. Damit bekommt die Arbeit, jede Arbeit an dieser Welt, eine ungeahnte Würde. Sie dient jenem Heil, das Christus uns grundlegend verheißen hat.

Die christliche Sinn-Erschließung der Arbeit befähigt uns, den Dienst an der Welt in Treue weiter zu bejahen, launische Unzufriedenheit zu überwinden und unser Tun so zu entwickeln, dass es in Sachgerechtigkeit verrichtet und dem Gemeinwohl zugeordnet wird. Ohne religiöse Beweggründe allerdings werden wir den Sinngrund von vielem, was wir eben tun müssen, kaum finden.

Das christliche Arbeitsverständnis schützt uns ebenso vor Resignation wie vor Euphorie. Es mahnt uns zum nüchternen Einsatz, auf den vieles, aber nicht alles ankommt. Es verheißt uns, wie der französische Theologe Henri de Lubac betont hat, dass unsere Arbeit „durch die Jahrhunderte hindurch das Haus erbaut, das Gott verklären wird, um aus ihm seine Wohnung zu machen".
Georg Moser (einstiger Bischof von Rottenburg-Stuttgart) in: „Georg Moser – unvergessen" (Schwabenverlag, Ostfildern 2018)

Das Geheimnis

Die „absolute Wahrheit" ist keine Illusion, sondern ein Geheimnis – und aussprechen kann sie nur derjenige, der dieses Geheimnis *ist*, der uns alle (und unser Begreifen der Wahrheit) übergreift. Fügen wir jedoch hinzu, dass dieses Urteil selbst bereits ein Glaubensbekenntnis ist, nicht mehr und nicht weniger.
Tomáš Halík in: „Glaube und sein Bruder Zweifel" (Herder, Freiburg 2017)

Gebet am Fenster

Wer an ein Fenster tritt, will den Ausblick, den Weitblick. Deshalb ist für mich das Fenster auch ein zum Beten gut geeigneter Ort. Wenn ich morgens, abends oder nachts an das Fenster meines Schlafzimmers gehe, empfinde ich oft schon das Öffnen als ein Gebet: Ich öffne mich für die unendliche Weite. Ich lasse das Licht auf mich wirken – ganz gleich, ob es in strahlender Morgensonne, gefiltert durch Wolken oder im Funkeln weniger Sterne an mich herankommt. Eine Gebetsecke haben nur wenige, aber ein Fenster, wo man kurz Ausschau halten kann, haben wir fast alle.
Gerhard Dane in: „Zu Hause kannst du Gott begegnen" (Topos, Kevelaer 2018)

Das Ende von Arbeit

Das Bochumer Schauspielhaus hat ein spannendes Ritual über Sinnstiftung durch Arbeit inszeniert, das in ein großes Bürgerfest mündete. Beobachtungen über Identität, Leistung, Leere und Religion.

Von Christiane Enkeler

Die Frauen und Männer, die sich hier vor dem Jobcenter versammelt haben, sehen weiß Gott nicht nach Spektakel aus: Zehn Bürger warten in Zweierreihen hinter zwei Musikern – einer mit Trommel, der andere mit Altsaxofon – auf das Signal zum Abmarsch. Insgesamt sechs solcher Gruppen haben sich an verschiedenen Punkten um das Schauspielhaus Bochum herum versammelt. Auch bei der Industrie- und Handelskammer stehen Teilnehmer und am Universitätsklinikum, das immer noch „Bergmannsheil" heißt, obwohl es hier längst nicht mehr viele Bergleute geben dürfte. Am Jobcenter warten neben den Darstellern, die das Regiebuch „Performer" nennt, zwei, drei Handvoll Zuschauer, die bei der Prozession zum Schauspielhaus mitgehen wollen. „Changing of the Guard" (Wachwechsel / Wachablösung) heißt das „öffentliche Ritual", das der Komponist Ari Benjamin Meyers zusammen mit Autorin und Dramaturgin Sabine Reich entworfen hat.

„Das ist ein Ritual über das Ende von Arbeit", sagt Meyers, „also über eine nähere Zukunft, in der Arbeit nicht mehr existiert, weil alles, was der Mensch machen kann, von Computern gemacht wird." Er verwendet Begriffe wie „Künstliche Intelligenz", „Machine Learning" (lernende Maschine) und „Quantencomputer". „Das ist aber jetzt nicht unbedingt dystopisch (keine negative Zukunftsvision; *d. Red.*), das kann man durchaus zelebrieren. Die Frage ist: Wenn der Mensch nicht mehr arbeiten muss, was macht er dann?" Wie wird er die Zeit verbringen? Was wird ihm Sinn geben? Wovon wird er leben?

„Wir sind nicht Detroit"

Sechzig teilnehmende Bochumer werden sich an diesem Abend von ihrem Beruf lossagen, so sieht es das Regiebuch vor. Stattdessen durften sie sich vorab Berufungen aussuchen. Sie konnten wählen aus „Kommunist", „Selbstoptimiererin", „Posthumanist", „Troll", „Nutzlooser" und anderem – insgesamt 28 Möglichkeiten gab es.

Nun tragen die zehn Bürger vor dem Jobcenter gemeinsam ein Banner mit dem Symbol eines geflügelten Gehirns: Ihre Berufung lautet: „Freigeist". Zu spärlicher Trauermarschmusik setzt sich das Grüppchen in Bewegung. Über ihrer Alltagskleidung tragen sie bronzebraune Bußgewänder. Auf dem Weg Richtung Schauspielhaus folgen ihnen die Zuschauer. Manche rennen an der Prozession entlang vor und zurück, um Fotos und Aufnahmen zu machen. Ein Passant bleibt stehen und fragt, worum es sich handelt. Anwohner reißen die Fenster auf, sehen hinunter, ziehen sich wieder zurück.

„Changing of the Guard" ist die zweite Komposition, die Ari Benjamin Meyers für die Bochumer erarbeitet hat. Auch in der ersten ging es um das Thema „Arbeit". Das war 2014. Damals wurde das örtliche Opel-Werk geschlossen. Die Diskussion um die Zukunft der Arbeiter und des Werksgeländes beherrschte über Monate die Berichterstattung in den Medien. Gedrückt und angespannt war die Stimmung in der Stadt. Das Schauspielhaus hatte in der Krise sozial-dramatisches Potenzial erkannt und für die gesamte Spielzeit das „Detroit Projekt" gestartet.

Detroit, Firmensitz von General Motors, dem Konzern, zu dem Opel damals gehörte, schwebte auch als „schrumpfende Stadt" wie eine weit entfernte Schreckensvision über Bochum. „We are not Detroit" – „Wir sind nicht Detroit" –, behauptete dagegen das Schauspielhaus, denn das Ruhrgebiet hat mit seinem Bergbau eine andere Geschichte. Vor allem auch eine völlig andere Bevölkerungs*zusammen*setzung, oder besser Bevölkerungs*auseinander*setzung. Rassistisch diskriminiert, mussten in Detroit viele Afroamerikaner während und nach der Entindustrialisierung Mitte des 20. Jahrhunderts im Stadtzentrum wohnen bleiben, während die weißen Einwohner sich in die besseren Gegenden retten konnten.

Am Anfang steht ein Umzug

Aber Detroit hat eine hochinteressante Musikkultur – und mit Techno eine Musik hervorgebracht, die in ihrem Minimalismus und mit ihren Wiederholungen mit der musiktechnischen Figur des „Loop" (Schleife, Element der Wiederholung in der Musik) arbeitet. So weit weg vom Ritual ist ein Loop mit seiner zirkulären Struktur des tonalen Wiederholens nicht. „Der Loop ist ein Raum in der Zeit", schrieb der Poptheoretiker Diedrich Diederichsen. In der Wiederholung liegt die Möglichkeit zur Differenz und damit zu Abstand, Reflexion, Entwicklung, Kritik. Diederichsen weist darauf hin, dass man immer in ein und demselben Kreis und dabei trotzdem variabel bergauf und bergab laufen kann. „Wissen wir nicht, nicht zuletzt durch Minimalismus und Techno, dass es gar nicht immer dasselbe ist, das wir in einem Loop hören?"

Ari Benjamin Meyers hatte sich in Bochum 2014 bei einer Besichtigung im Opel-Werk inspirieren lassen und für 400 Bochumer unter dem Titel „Just in Time, just in Sequence" („Gerade rechtzeitig, genau in der Abfolge") repetitive Musik, also Musik mit Loops und kleinen Änderungen und Verschiebungen geschrieben. Acht Stunden lang spielten die Bürger, über das Schauspielhaus verteilt, in drei Schichten. Die Zuhörer flanierten entspannt durchs Haus und setzten sich mit einem Ausdruck von Kontemplation und Faszination auf Fensterbänke und Stufen. Am Ende strömten die Chöre auf der Galerie zusammen und sangen kraftvoll und immer wieder „Wir leben!". Jubel brach aus. Der Komponist wurde gefeiert. Ein Gemeinschaftsgefühl hatte sich über die erschöpften Seelen gelegt und alle wenigstens für den Moment mit sich, miteinander und mit der Zukunft versöhnt.

„Rituale brauchen wir Menschen eigentlich immer, wenn sich etwas ändert in unserem Leben", erklärt die Dramaturgin Sabine Reich zu der neuen Produktion. Rituale gebe es auch in den modernen Gesellschaften ganz viele. „Wenn wir heiraten, wenn ein Kind geboren wird, wenn die Abiturienten die Schule verlassen. Etwas geht zu Ende, und etwas Neues kommt. Man freut sich, aber es liegt auch etwas vor einem, das man noch nicht kennt und das ein bisschen Angst macht."

Der französische Ethnologe Arnold van Gennep (1873–1957), einer der Erforscher von Ritualen, sah Anfang des 20. Jahrhunderts für solche Übergangsriten drei Phasen vor: Nach der Loslösung aus alten Strukturen und Positionen findet am Ende die Wiedereingliederung in eine neue Position mit neuen Rechten und Pflichten statt. Dazwischen liegt eine Schwellenphase, in der man sich wie in einer Schleuse zwischen zwei Zuständen befindet. „Genau in dieser Ambivalenz, in diesem Zwischenraum brauchen Menschen Rituale, weil sie dann leichter loslassen können und vielleicht bereiter und offener sind, etwas Neues zu beginnen." Deshalb, findet Sabine Reich, „ist das Ritual die richtige Form in dieser Übergangszeit, in der wir leben".

Auch die Bochumer Inszenierung ist in drei Abschnitte unterteilt: Am Anfang steht ein Umzug, „Exodus" genannt, der zum Vorplatz des Schauspielhauses führt. Am Ende ein gemeinsames Abend-Mahl. Dazwischen findet das eigentliche Ritual statt.

„Ich musste an vielen Stellen sehr schmunzeln, als uns das künstlerische Konzept vorgestellt wurde", erzählt Maximilian Strozyk. Er ist 31 Jahre alt und Kaplan in Sankt Maria Magdalena in Bochum-Wattenscheid. Er spielt mit in der Rolle eines „Sinnsuchers". Was in dem öffentlichen Ritual passiert, „ist letztendlich in der katholischen Kirche an vielen Stellen gang und gäbe". Die Prozession mit den Fahnen, die deutlich machen, was die Menschen in den jeweiligen Gruppen verbindet, erinnert ihn an Fronleichnam. „Und wenn wir am Ende gemeinsam mit den Zuschauerinnen und Zuschauern essen, ist das fast ein biblisches Motiv. Wenn es Brot und Wein gibt, muss man ja nicht sehr bibelfest sein, um da eine Übertragung zu dem zu schaffen, was in der Kirche geschieht."

Ein Ritual in sieben Kapiteln

In der Bochumer Innenstadt sind jetzt die einzelnen Umzüge vor dem Schauspielhaus angelangt. Viele Zuschauer warten um ein rundes Podest von mehreren Metern Durchmesser herum, das sich mit einem kleinen Schritt betreten lässt. Eigentlich besteht es nur aus einem schmalen, erhöhten Rand: In der Mitte ist ein großer Platz frei. Die Gruppen fließen aus unterschiedlichen Richtungen auf dem Podest zu einer einzigen zirkulierenden Prozession zusammen. Sechs mal zehn Performer schreiten den Kreis ab, dazwischen je zwei Musiker. Weitere Musiker, die auf dem Platz neben dem Ring bereits gewartet hatten, setzen ein, Blechbläser und Streicher. Der Klang ist jetzt satt und voll. Auf containerhohen Podesten vor den Stufen des Theaterhaupteingangs sprechen professionelle Schauspieler Texte im Wechsel mit den Performern. Sieben Kapitel entsprechen sieben Tagen ➜

➜ einer neuen Schöpfungsgeschichte, mit Elementen wie „Lamento“ und „Litanei“.

Am vierten Tag erfolgt die „Vertreibung aus dem Paradies“. Die Darsteller haben ihre Büßergewänder hochgeklappt und zeigen Gold auf Weiß Symbole der jeweiligen Performer-Kleingruppe. Sie wiegen sich mit geschlossenen Augen in einer Art Trance, ein Moment tiefer Innerlichkeit, den man auch im Publikum spürt. „Communitas“ hat der schottische Ritualforscher Victor Turner (1920–1983) diese grundlegend menschliche Gemeinschaftserfahrung genannt. In der von van Gennep sogenannten Schwellenphase haben sich Normen und Maßstäbe aufgelöst. Turner sieht darin einen Raum ohne Hierarchien, ohne Struktur. Auch die Kunst kann solche Räume schaffen, spielerischer und individueller. Sie reflektiert die gesellschaftliche Alltagsstruktur in einer Anti-Struktur, kritisiert und führt weiter.

Die Maschine ersetzt den Priester?

Jetzt besingt ein Chor den „Sturz vom Himmel“. Da heißt es: „Rebellische Engelsschar, arbeiten wir im Schweiße unseres Angesichts.“ Aber Rebellen sieht man nun gerade nicht. Ruhig und hell uniformiert reflektieren die Gestalten das warmgoldene Scheinwerferlicht in der beginnenden Dämmerung. Die Gruppe ist kurz davor, die Podeste auseinanderzuschieben und den Kreis zu öffnen, einzeln zum Portal des Schauspielhauses zu schreiten wie zu einem Altar und sich von ihren Berufen lossagen zu lassen. „Du warst Priester“, sagt die Menge. „Du warst Maximilian Strozyk.“ Sechzig Mal findet das statt – unter anderem mit einem Baustoffhändler, einem Elektriker, einer medizinisch-technischen Assistentin, einer Diplom-Biologin, einer Verwaltungsangestellten, einer Tischlerin. Sie alle verlieren hier mit dem Beruf auch ihre Identität.

„Ich glaube“, sagt der junge Priester, der nicht glaubt, dass er in seinem Beruf so schnell durch Maschinen ersetzt werden könnte, „dass wir Menschen schon eine Identität haben, die tiefer geht als das, was Arbeit ausmacht; dass wir Wesen sind, die sehr auf Gemeinschaft ausgerichtet sind und die sich gegenseitig auch Halt geben können.“ Innerlich sagt er sich nicht los von seinem Seelsorgerberuf. Stattdessen übt sich der 31-Jährige im Mitfühlen. Er sieht in dem Prozess des Rituals auch eine Nähe zum Übergang vom Berufsleben in die Rente.

Als 2014 das Opel-Werk schloss, war die Sicherung vieler Arbeitsplätze nicht mehr gegeben. Auch Zulieferer machten sich Sorgen. Victor Turner hätte vielleicht ein „Soziales Drama“ entdecken können. Den ersten Schritt seines Modells identifiziert er mit einem Bruch von Normen, Regeln, Werten, Bräuchen, vielleicht kann man auch sagen: Sicherheiten. Das führt im zweiten Schritt zur Krise. Darauf folgende Versuche, die Krise zu meistern, könnten Rituale sein, so Turner. Danach entscheidet sich im vierten und letzten Schritt, ob der Bruch endgültig ist oder ob man wieder zusammenfindet.

Die Architekten des Studios „Umschichten“ beschäftigten sich damals in einer Kunstaktion des Bochumer Schauspielhauses mit „Upcycling“, dem Weiterbenutzen nicht mehr gebrauchter Dinge in gewendeter Funktion. Ein Kreislauf der Dinge. Die Buchstaben des Opel-Werkes – ob echt oder imitiert – fanden sich beispielsweise wieder in einem Schrebergarten, verbaut zu einer Laube. Wenn die Reflexion auf ästhetischem Weg stattfindet, werde sie Elemente sozialer Prozesse untergründig mitschleppen, erläuterte Turner einmal. Ebenso wie dem sozialen Drama selbst eine „rhetorische Struktur“ innewohnt. Man kann sicher darüber streiten, ob die schon „drin“ ist oder man sie von außen „hineinliest“. Turner war auf sein Modell des „Sozialen Dramas“ gekommen, weil ihn die Konflikte einer afrikanischen Dorfgesellschaft an Shakespeare und Aristoteles erinnert hatten.

Im öffentlichen Ritual „Changing of the Guard“ liegen die Konflikte – wenn, dann – eher im Inneren der einzelnen Darsteller und Zuschauer. Eine Bedrohung von außen ist nicht zu spüren, anders als 2014, als das gesellschaftliche Klima in Bezug auf das Thema „Arbeit und Identität“ lokal extrem aufgeladen war. Möglicherweise sind Künstliche Intelligenz und Quantencomputer für viele doch noch sehr abstrakte Vorstellungen. Außerdem soll „Changing of the Guard“ ja erklärtermaßen keine Dystopie sein. „Arbeit ist, was uns als Mensch und Identität ausmacht. Gleichzeitig macht uns das oft auch eng“, erklärt Autorin Sabine Reich. „Diese Lossprechung soll den leeren Raum aufmachen: Jetzt leg alles ab, was du warst, auch den ganzen Stress, der Arbeit ausmacht: Leistung. Karriere. Geld verdienen. Dich anstrengen … In diesem leeren Raum erfinden wir uns noch mal neu. Das ist kein Horrorszenario, nicht nur ein Verlust. Sondern damit wollen wir uns auch öffnen für etwas Neues.“ So jedenfalls lautet die positive Deutung.

Glauben, Ende oder Wende?

Kaplan Maximilian Strozyk beschreibt die Elemente der Aufführung so: „Es gibt eine Art Glaubensbekenntnis an die Arbeit, aber ein Glaubensbekenntnis, was sehr erschüttert ist von dem, was sich alles verändert.“ Auch in der Kirche erlebe man an ganz vielen Stellen, dass sich das Leben wandelt. Das mache vielen Christen Angst und Sorge. Sie stellten sich die Frage, wie sie überhaupt noch ihren Glauben leben und über ihn sprechen könnten. „Wir hatten ja lange Zeit die volkskirchlichen Strukturen, wo es ganz selbstverständlich war, sonntags in die Kirche zu gehen. Das gibt es heute so nicht mehr.“ Strozyk findet das gar nicht schlimm. Denn der Glaube sei heute „auf einer tieferen Reflexionsstufe“ angekommen. Außerdem, so Strozyk, seien kirchliche Rituale an lebensentscheidenden Punkten wie Taufe und Eheschließung immer noch sehr gefragt.

Die Bochumer Performance wirkt eher entspannt. Zum Ende der Schwellenphase tritt eine blonde junge Frau im weißen Kleid auf die Stufen des Schauspielhausportals – also den „Altar“ – und leitet recht weltlich über zur „Mahlzeit“. Auch Maximilian Strozyk entspannt sich. Tische werden aufgestellt, kleine Gruppen arbeiten zusammen, denn die langen Bühnenelemente können sonst nicht technisch miteinander verbunden werden. Struktur wird geschaffen. Sachliche Stimmung kommt auf.

„Die Unsicherheit der Sachlage“ – so hieß ein Gegenwartsdrama, das am Bochumer Schauspielhaus 2009 uraufgeführt wurde. Dessen Hauptfigur war außerordentlich nervös: Sie verdächtigte sich selbst, Terrorist zu sein und Mord und Zerstörung zu verbreiten. Eine kleine Aufführung auf der kleinsten Bühne des Theaters. Aber der Bühnenbildner Marc Bausbach hatte ein spektakuläres Bühnenbild gebaut – spektakulär im Sinn von Spektakel, Jahrmarkt: mit Karussell-Assoziation und Zerrspiegelkabinett. Über allem ein Spruchband: „*In girum imus nocte et consumimur igni.*“ Diedrich Diederichsen hat das so übersetzt: „Nachts gehen wir im Kreise und werden vom Feuer verzehrt.“ Die damaligen Kreisgeher waren vom ganzen Kreislauf – der Waren, des eigenen Treibens und Getriebenseins – schon ganz flackerig. Bei „Changing of the Guard“ muss aber niemand verbrennen. Warm und ruhig glühen am Abend die Kostüme vor den weißen Bannern über dem Portal.

Ein schönes Ritual war das, ganz im Sinne Victor Turners. Eine Gemeinschaftserfahrung, verbunden mit einer spielerischen Struktur, die reflektiert, kritisiert, Möglichkeiten aufzeigt. Nicht zuletzt: ein Ritual ohne Verletzungen, Opfer und Blut, vielleicht aber mit einem bisschen Schweiß und Aufregung. Ob es in seiner Wirkung die bestehenden Verhältnisse und Strukturen infrage stellt oder doch bestätigt – das kann wohl nur jeder für sich beantworten. ←

AUS DEN LESERBRIEFEN

Die Kälte der Pflege- „Standards“

Die Fehlentwicklung in der Pflege, die Sie im Artikel „Die Sorge Pflege“ (CIG Nr. 24, S. 267) richtig benennen, wird noch verschärft von der zunehmenden Dokumentationspflicht. Sie raubt Zeit, die nicht mehr für die Patienten und Bewohner zur Verfügung steht. Die Programme passen nicht zum Individuum mit seinen je eigenen Einschränkungen und Bedürfnissen. So werden die Menschen auf Standards reduziert.

Ich weiß aus eigener Beobachtung, dass emotionale Zuwendung und viele Dienste in der Dokumentation nicht abgebildet werden können, weswegen manche Einrichtungen dann in einem schlechten Licht erscheinen. Dabei handeln gerade sie den Menschen nicht nach Schema F ab, sondern legen mit ihm ein Stück Lebens-, Tages- und auch Leidensweg zurück.

Aktuell steht das Computerprogramm im Mittelpunkt, nach dem sich Pflege, Mitarbeiter und auch der zu Pflegende zu richten haben. Es wäre wünschenswert, wenn wenigstens die kirchlichen Häuser diesen Wahnsinn gegen eine wertschätzende, personenbezogene und jesuanische Zuwendung eintauschten. Unsere erste Sorge muss den Menschen gelten – auch den Mitarbeitern, die zwischen den Ansprüchen ihrer Berufung und den Verwaltungsvorschriften zerrieben werden.
Monika Dittmann, Walluf

Laute Orgel

Im Artikel „Klangwelten einer ‚Königin‘“ (CIG Nr. 26, S. 283) schreiben Sie, dass die Orgel den Gemeindegesang häufig übertönt. Es scheint, als müsste das Fehlen von Teilnehmern durch Lautstärke ersetzt werden. Schade, dass die verbliebenen Singfreudigen dann einander nicht mehr hören können und die Lust verlieren. Dabei kann die Orgel den Gottesdienst auch beseelen.
Robert Schwaiger, Oberostendorf

Richten Sie Ihr Schreiben an: **leserbriefe-cig@herder.de**. Die Redaktion wählt gewissenhaft aus, damit verschiedene Blickwinkel berücksichtigt werden. Bei der Veröffentlichung der Leserzuschriften in Print und/oder online lassen sich Kürzungen nicht vermeiden. Wir bitten um Ihr Verständnis.

Was tun, wenn Gott da ist?

„Und wenn es Gott nicht gibt?“ Mit dieser Frage provoziert Ahmad Milad Karimi, Professor für islamische Philosophie und Mystik, Muslime wie Christen. In Anknüpfung an Dietrich Bonhoeffers Wort, dass es Gott nicht „gibt“, wie es andere Dinge auf dieser Welt gibt, und in der festen Überzeugung, dass Gott doch wirklich und wirkmächtig ist, lässt er unterschiedliche Stimmen in verschiedenen Textgattungen zu Wort kommen: Muslime und Christen, Atheisten und Glaubende, Gottsucher und solche, die ihn gefunden haben, Philosophen und Dichter, Martin Heidegger und einen unbekannten Mafioso, Karl Rahner und Goethe. Ebenso gibt es popkulturelle Anklänge aus den TV-Serien „Breaking Bad“ und „Game of Thrones“.

Karimi philosophiert und theologisiert über Atheismus, Gottesglaube, Offenbarung, Menschwerdung, Erlösung, den Koran – und nicht zuletzt über die Frage, wie ein wahrer, aufgeklärter Islam zu leben und zu gestalten ist. Im Dialog mit unterschiedlichen Traditionen ist es sein Anliegen, gegen den islamischen Fundamentalismus diesen Gott des Islam in seiner ganzen Offenheit und Unbegreiflichkeit zu erschließen. Die „eigentlich reizvolle Frage“ ist für Karimi diejenige, was es konkret bedeutet, an Gott zu glauben: „Was tun, wenn Gott da ist?“

Die einzelnen Texte reihen sich assoziativ, in ihrem Zusammenhang nicht immer durchschaubar, aneinander. Die Titel der einzelnen Kapitel sind unkonventionell überschrieben, etwa „Wer sind die Truthähne Gottes?“ oder „Wohin mit dem unheimlichsten aller Gäste?“. Das alles macht die Lektüre amüsant, aber auch anstrengend. Wer eine systematische Darstellung sucht, wird enttäuscht. Wer sich durch ungewöhnliche Gedanken inspirieren und assoziativ leiten lassen möchte, kommt dagegen auf seine Kosten, gleich ob Muslim oder Christ. *Sabine Pemsel-Maier*

Ahmad Milad Karimi
Warum es Gott nicht gibt und er doch ist
(Verlag Herder, Freiburg 2018, 223 S., 22 €)